



# Leseprobe

Lukas Sam Schreiber

## Aitutaki-Blues

Alzheimer, meine Mutter und unsere Reise ans andere Ende der Welt - Das Buch zum erfolgreichen Podcast

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



---

Seiten: 224

Erscheinungstermin: 09. November 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Claudia Schreiber ist krank. Als sie vor drei Jahren einen Zusammenbruch erlitt, dauerte es Wochen, bis klar wurde, dass sie an Alzheimer leidet. Seither verliert sie sich selbst jeden Tag ein bisschen – und ihre Söhne verlieren ihre Mutter, die als Journalistin und Schriftstellerin immer mit ihrem Kopf gearbeitet hat. Lukas Sam Schreiber, Claudias jüngerer Sohn, schreibt nun ihre Geschichte auf. Kurz nach der Diagnose ist er mit Claudia nach Aitutaki, eine winzige Insel im Pazifik, gereist um ihr ihren Lebenswunsch zu erfüllen. Auf der Reise ist der erfolgreiche audible-Podcast „Aitutaki-Blues“ entstanden und Lukas hat seine Mutter ganz neu kennengelernt, aber auch die Krankheit verstehen gelernt. Die Geschichte von Claudia und Lukas berührt und bewegt – und zeigt, was eine Alzheimer-Diagnose wirklich bedeutet.

Basierend auf einer audible originals Podcast-Produktion.



### Autor

## Lukas Sam Schreiber

---

**Lukas Sam Schreiber**, geboren 1991, ist Podcastproduzent. Er ist viel rumgekommen in der Welt, doch die weite Reise zum Atoll Aitutaki hat ihn am nachhaltigsten bewegt – vor allem wegen seiner Reisebegleitungen: seine Mutter Claudia und ihr Alzheimer. Seither denkt Lukas über vieles anders, vor allem über das Leben und den Tod.

Für Claudia

## INHALT

Einfach <i>nur</i> gesund .....	9
Ans Ende der Welt .....	25
Die Zukunft ist nicht mehr meine .....	32
Ein ganz kleiner Krieg .....	44
Träume töten .....	57
Diese Perlen von Menschen.....	63
Ein Kunstwerk des Sterbens.....	78
Krieg und Ficken.....	92
Die vielen kleinen und der große Tod .....	107
Die Fische in den Bäumen .....	123
Der ganze Apfel .....	135
Der Bauplan des Himmels .....	152
Ein Gefühl der Lebendigkeit .....	167
Zu wissen, wie der Himmel klingt .....	178
Eine tote Mutter hat keinen Sohn .....	192
Jeder Satz ein Lied .....	204

## EINFACH *NUR* GESUND

Manchen Diagnosen kann keine Operation die Chance versprechen, das zurückzubringen, was man wirklich will. Die Kraft von früher, das Leben oder schlichtweg den Verstand. Diese Diagnosen sind wie ein sanftmütiges Versprechen, dass alles, was wir sind, doch nur ein Symptom unserer Gesundheit war. Vor der Tatsache, dass das, wovon ich dachte, es sei für immer, von nun an nie wieder sein wird, kann ich mich nicht verstecken. Niemand kann das.

Ob sie sich daran erinnert, dass wir heute verreisen? Na klar – das wird sie nicht vergessen haben. Habe ich irgendetwas vergessen? Hat Claudia etwas vergessen? Ich überlege, ob ich ihren Pass nehme, habe aber Bedenken, danach zu fragen. Sie soll nicht denken, dass ich sie nicht ernst nehme oder ihr nicht zutraue, selbst darauf aufzupassen. Sie ist schon viel gereist in ihrem Leben, sie hat doch immer alles selbst geschafft, und jetzt nehme ich ihren Pass, damit sie ihn nicht verliert. Meine ganze Kindheit hat sie meinen Pass genommen, damit ich ihn nicht verliere. Jetzt ist alles anders. Was, wenn *ich* beide Pässe verliere? Dann sind wir echt geliefert.

Meine Mutter und ich sind schon häufig miteinander gereist. Aber diese Reise ist schon sehr anders. Diesmal muss ich mich um alles kümmern. Und ich kenne die Krankheit noch so schlecht, dass ich mir unsicher bin.

Es ist sechs Uhr morgens, und ich friere mir den Arsch ab. Der frühe Morgen ist so kalt, als hätte ich die Luft geraucht – jeder Atem eine dicke Nebelwolke. Ich biege in die Straße ein, in der sie wohnt. Eine ruhige Straße im Kölner Stadtteil Lindenthal mit identisch aussehenden Mehrfamilienhäusern, eng nebeneinander und aus roten Backsteinen gebaut. Alle Häuser sind mit einem großen Hinterhofgarten verbunden, der wie eine grüne Oase inmitten der Stadt wirkt. Hier wohnen eigentlich nur Rentner und alleinerziehende Mütter. Bis ich neunzehn war, habe ich mit meiner Mutter hier gewohnt.

In ihrer Küche brennt schon Licht, die Fenster in den anderen Häusern sind alle noch dunkel. Als der Türsummer brummt, steht sie bereits im Flur.

»Ah, guck mal. Ziehste um, oder warum nimmst du so viele Sachen mit?«, lacht sie.

»Keine Ahnung, warum du mit so wenig Gepäck reisen willst. Ich hab jeden Bikini dabei, den ich je besessen habe«, antworte ich.

»Vielleicht hab ich zu wenig und du zu viel. Aber sonst nehme ich deinen Bikini, wenn ich keinen mehr hab. Kommst du rein, oder müssen wir sofort los?«

Wir haben noch massig Zeit. Aber das wird eine lange Reise. Eine Reise, von der Claudia seit über dreißig Jahren träumt. Und jetzt müssen wir sie machen – solange uns die Zeit dafür noch bleibt.

Als Claudia zum ersten Mal von der Insel hörte, war ich noch nicht geboren und sie arbeitete als Journalistin beim Radio. Sie schrieb kleine, unterhaltsame Meldungen, die gab es dort jeden Tag im Programm – »bunte Nachrichten« haben sie die genannt. Die Nachrichtenagentur schickte damals nur ein Bild und einen

kleinen Text. Claudia sollte daraus einen radiotauglichen Dreißigsekünder machen. Auf dem Bild war eine etwas ältere Frau zu sehen. Sie steht an einem traumhaften Strand mit einem bunten Blumenkranz auf dem Kopf. Der Text vermeldete, dass diese Frau zum neuen Oberhaupt der Insel gewählt worden war. Damals war das noch eine Sensation. Frauen wurden nur selten in solch ein Amt, überhaupt in irgendwelche Ämter, gewählt. Doch irgendwo im Paradies hatte diese kleine Insel eine Frau gewählt, zum allerersten Mal.

Claudia fand das fantastisch. Sie schlug im Atlas nach, wo diese Insel liegt. Viel weiter von Deutschland kann ein Ort nicht sein: mitten im Pazifik zwischen Neuseeland und Mexiko – tausende Kilometer rundherum nur Wasser und kleine Atolle. Die Insel gehört zu den Cookinseln und ist an der längsten Stelle vielleicht gerade mal fünf Kilometer lang und zwei Kilometer breit. Das türkise Meer, der endlose Strand und der Gedanke an ein Paradies am anderen Ende der Welt haben Claudia nie mehr losgelassen.

Meine ganze Kindheit ist durchzogen von Erinnerungen daran, wie Claudia davon spricht, sie könne auch einfach dorthin fliehen. Aber dass sie es wirklich machen würde, hat sie selbst nie geglaubt. »Eher treffe ich Jesus!«, lachte sie dann immer. Aber jetzt müssen wir dahin, uns bleibt keine Zeit mehr. Claudia ist krank und wird nie wieder gesund.

Wir saßen in der engsten Familie zusammen, als wir die Diagnose bekamen. Mein Vater, mein Bruder, meine Mutter und ich. Unsere Eltern sind schon viele Jahre getrennt. Der Klassiker – zwei seit der Kindheit verletzte Seelen, die alles versuchen, die Leere im Inneren des anderen zu füllen, aber sich doch zu gern auf das

eigene Lebensabenteuer fokussieren. Ein Push-Pull-Massaker, in dem beide wollen, was sie nicht haben, und nie ertragen, was ihnen guttut. Claudia und Peter waren immer ein bisschen zu cool für eine funktionierende Ehe. Eine Hochzeit ohne Kleid, ein Ehering, der nur sarkastisch gemeint war, und beide immer auf der Suche nach neuen Abenteuern. Manchmal kann das klappen – aber tut es eigentlich nie. Sie haben sich mit Gebrüll getrennt, als ich elf war, und an der Front ihres Rosenkriegs beide die Schuld im anderen gesucht. Gefunden haben sie die nie. Erst Jahre später haben sie die Suche aufgegeben, mein Vater hat mittlerweile eine neue Beziehung. Doch unsere winzige Familie ist Gott sei Dank geblieben.

Nachdem wir die Diagnose bekommen hatten, fragte Peter Claudia, was sie noch machen will, solange sie noch kann. Denn wenn es noch Träume gibt, die es zu erfüllen gilt, dann sollte man das jetzt sofort tun. Bloß keine Zeit mehr verschwenden. Claudia zögerte kaum und sagte sofort den Namen dieser Insel. Ein perfekter Name für ein Paradies. Ein winziger Fleck Land am anderen Ende der Welt.

»Ich muss nach *Aitutaki*.«

»Willst du ein bisschen Ananas?«, fragt sie mich, als ich mit dem Koffer in ihren Flur stolpere. Ich nicke eifrig. Seit ich ausgezogen bin, hat sich die Wohnung kaum verändert. Aber mein Kinderzimmer wurde zu ihrem Büro. Ein winziger Raum, in dem hunderte Bücher stehen, sodass beinah kein Platz zum Sitzen bleibt.

Eines der ersten Anzeichen für Claudias Krankheit war, dass ihr Büro allmählich immer unordentlicher wurde. Ohne dass sie es bewusst bemerkte, füllte sich ihr Schreibtisch mehr und mehr mit Ordnern, Papieren und seltsamerweise mit drei verschiedenen



An unterschiedlichsten farbenfrohen Bildern entlang folge ich Claudia in die Küche. Überall in ihrer Wohnung hängen Gemälde an den Wänden, die sehr unterschiedlich und teils verwirrend sind. Claudia hatte früher die Tradition, dass sie für jedes neue Buch, das sie schrieb, zum Beginn des Prozesses ein neues Bild kaufte. Wenn sie mit dem Buch fertig war, hatte sie sich meist auch an dem Bild sattgesehen, und es wurde eingelagert. Nur ihre Lieblingsbilder blieben in ihrem Wohnbereich. So unterschiedlich ihre Romane und Kinderbücher waren, so unterschiedlich sind auch die Bilder in ihrer Wohnung. Im Wohnzimmer beispielsweise hängt ein grünes Gemälde, auf dem ein großer Engel die Arme spreizt. Direkt daneben eine Fotografie von einer Ente am Klavier, darunter der Schriftzug *Enterich Salvatore am Musizieren*.

Claudia steht mit dem Rücken zu mir an der Arbeitsplatte. Erst zögere ich noch, traue mich dann aber endlich, nach ihrem Pass zu fragen.

»Gibst du mir deinen Pass? Soll ich beide nehmen?«

»Hat das der Peter gesagt?«, fragt sie irritiert und schneidet an der Ananas herum. »Ich kann ihn dir geben, aber vergessen hab ich den nicht«, pflaumt sie mich an und guckt suchend um sich. »Wo ist er denn jetzt? Scheiße. Häh!?!«

Claudias Krankheit kam überraschend in ihr Leben, in unser aller Leben. Eigentlich war sie immer kerngesund gewesen. Wir hatten gar nicht auf dem Schirm, wie schön es ist, einfach *nur* gesund zu sein. Damals hatte sie über Nacht Besuch von einer guten Freundin gehabt. Rund ein Jahr vor unserer Reise war das. Fröhlich morgens begegnen sich beide im Flur, wechseln noch verschlafene Worte: »Hast du gut geschlafen? Was geträumt? Kann mich nicht erinnern.«

Zwei Freundinnen im Nachthemd, die Haare strubbelig, sie freuen sich, beieinander zu sein. Eine Szene, völlig alltäglich, wird plötzlich aktenkundig.

**Arztbrief des Professors der Neurologie  
des Universitätsklinikums Köln an meine Mutter:**

**Verteiler**

**Patient-Nr. 04188808**

**Fall-Nr. 011643110219**

*Am 28.02.2018 hat mich Ihre Freundin erreicht und über den Ohnmachtzustand berichtet, den Sie in ihrer Anwesenheit erlitten hatten. Sie schildert, dass Sie beide morgens schon relativ früh wach waren, Sie selbst waren in der Küche, um Tee zu kochen, kamen dann in den Flur und sagten, Ihnen sei so übel. Dann hat sie ein Stöhngeräusch gehört und plötzlich sanken Sie zu Boden, nicht längs wie ein Baum, sondern Sie fielen in sich zusammen, aber so, dass Ihre Freundin Sie nur bedingt halten konnte. Sie fielen dann auf den Rücken und lagen dort ruhig mit geschlossenen Augen für etwa 2 Minuten. Ihre Freundin hatte schon den Telefonhörer in der Hand, um Hilfe zu holen, als Sie die Augen wieder aufmachten und prompt voll kommunikationsfähig waren, sodass die Freundin mit Ihnen beraten konnte, was zu tun sei, und man sich zunächst entschied, die Hausärztin anzurufen. Unstrittig ist, dass Sie an diesem Tag einen Anfall hatten.*

Diese kleine Ohnmacht könnte rückblickend der Anfang des Übels gewesen sein. Dass überhaupt irgendwas passiert war, hörte ich erst viele Tage später. »Synkope« haben die Ärzte das genannt. Ob dieser Vorfall wirklich in einem Zusammenhang stand mit allem, was danach kam, ist bis heute unklar.

Claudia hatte immer viel gearbeitet. Die ersten Einschränkungen wurden als schlechter Tag verklärt. Vielleicht nicht gut geschlafen oder eine Grippe, die sich mit Verwirrung bemerkbar macht, einfach nur eine schlechte Lesung hier und da.

Erst mal denkt man sich nichts. Claudia geht zu Ärzten wegen der Ohnmacht, aber die finden nichts, sie scheint gesund. Die Ärzte sagen, Kreislauf, Blutwerte seien gut, vielleicht ist es Stress? Sie ist gerade in den letzten Zügen ihres neuen Romans, ziemlich harter Stoff – kann schon sein, dass es Stress ist. Sie macht viel Sport, achtet auf ihre Gesundheit und ernährt sich gut. Nie war sie ernsthaft krank – was soll da schon sein? Wir machen uns keine Sorgen.

Claudia hat über dreißig Jahre als Schriftstellerin und Journalistin gearbeitet. Zehn Romane und Kinderbücher hat sie geschrieben. Einige davon waren erfolgreich, andere weniger. Aber eines ihrer Bücher, *Emmas Glück*, wurde 2006 mit Jürgen Vogel in der Hauptrolle verfilmt. Das war ihr ganz großer Erfolg – dafür hatte sich die ganze Arbeit gelohnt.

Sie ging häufig auf Lesereise. Als Schriftstellerin liest man auf Lesungen nicht einfach vor – sie spielte das Erzählte mit ihrer Intonation nach. Wenn sie für andere liest, denkt sie immer ein wenig nach vorn, hat sie mir einmal erzählt. Sie spricht, was sie längst gelesen hat, und ist im Kopf schon einige Wörter, manch-

mal Sätze voraus, antizipiert, wie die jeweilige Stelle gelesen werden soll.

Erst einige Monate später, nach ihrer Diagnose, erzählt mir Claudia davon, dass das irgendwann nicht mehr wie zuvor funktionierte. Sie konnte es damals noch nicht einordnen, aber hatte es doch bemerkt. Der Abstand von dem, was sie laut vorlas und was sie im Kopf schon antizipieren konnte, wurde immer kleiner. Vielleicht einfach 'ne schlechte Phase, dachte sie damals. Jeder hat mal 'ne schlechte Lesung. Aber es wurde nicht besser. Immer mehr Lücken, überall. Sie suchte. Nach Worten, Terminen, Daten und Namen. Wo verdammt nochmal war der Laptop? Die neuen Schuhe? Das Müsli suchte sie nie, weil es seinen Platz hat – seit Jahren.

Die Krankheit schlich sich an. Erst langsam und kaum spürbar. Mit den ersten Ohnmachtsanfällen und Verwirrungen wagte sie sich vielleicht das erste Mal aus ihrem Versteck, doch ging schnell wieder in Deckung. Dann war sie plötzlich unübersehbar da.

Nur eine Woche zuvor war Claudias neuer Roman erschienen. Dutzende Lesungen waren schon geplant, zig Veranstaltungen zum Händeschütteln waren angesetzt. Es ist ein Dienstag um acht Uhr morgens. Ich habe die Zahnbürste noch im Mund, höre einen Podcast, an den ich mich nie wieder erinnern werde. Ich sehe ihren Namen auf dem Handydisplay. Bin noch verwirrt, dass sie so früh anruft – gehe ran und begrüße sie fröhlich. »Mooooorgen«, brülle ich in den Hörer.

Ein leises Atmen, viel zu lange Stille. Dann sagt sie, dass sie mich braucht. Jetzt sofort. Das hat sie noch nie gesagt.

Als ich bei Claudia ankomme, liegt sie eingesunken auf dem

Sofa, redet leise und atmet schwer. Sie weiß nicht, was passiert ist, erinnert sich kaum an unser Telefonat nur Minuten zuvor. Sie übergibt sich auf den Teppich. Ein Bein ausgestreckt, das andere angewinkelt unter dem Sofa, hält sie sich an der Lehne fest, als wäre sie auf einem Schiff, von dem sie im rauen Seegang herunterzurutschen droht. Sie übergibt sich erneut und ich rufe eine befreundete Ärztin an. Die Ärztin kommt so schnell sie kann. Sie sagt, wir sollen ein paar Sachen packen und ins Krankenhaus fahren. Für ein paar Tage planen, was zu essen mitnehmen – das könnte dauern. Die Ärztin guckt nicht besorgt, sie hat Angst.

Die Mitarbeiterin am Empfang schickt uns schnippisch in den Warteraum und ich kann ihr gar nicht böse sein. Zwei Patienten stehen mit verschränkten Armen neben dem Tresen, die Stirn gerunzelt voller Wut und entschlossen, ihren Willen zu bekommen. Stundenlang sitzen wir in der Notaufnahme. Der Geruch des Wartebereichs hat etwas Verdauungsfreundliches an sich. Genau wie Tankstellen und Spargelurin riecht es zwar schlecht, aber speziell genug, dass man sich der Erfahrung kampflös ergibt.

»Was mache ich, wenn das für immer bleibt? Ich kann mir nichts merken«, fragt Claudia immer wieder. Noch habe ich keine Angst. Mein Körper fühlt sich taub an, mein Kopf ist leer. Ich habe keine Lust auf diese Form der Verantwortung. Insgeheim wünsche ich mir einfach, dass mir das hier jemand abnehmen kann. Als Claudia mich zum dritten Mal fragt, was sie machen soll, wenn das für immer so bleibt, finde ich keine neue Antwort mehr und nehme wieder die erste: »Wir warten jetzt mal ab«, und: »Wir kriegen das schon hin«, sage ich und glaub mir selbst kein Wort. Es ist das erste Mal, dass ich mich wiederhole, als sei es das erste Mal. In meinem Umgang mit meiner Mutter

war dieser Moment vielleicht der Anfang ihrer Krankheit. Der Moment, in dem ich sie das erste Mal nicht mehr behandelte wie jeden anderen Menschen. Es war der Beginn einer völlig neuen Beziehung zwischen uns beiden.

Nach vielen Stunden ruft uns eine Pflegekraft in einen Raum. Claudia blickt mich nervös an. Ich greife ihre Hand, und wir stehen gemeinsam auf. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal die Hand meiner Mutter gehalten habe. Die Pflegerin ist sehr nett. Ich sage ihr, Claudias Erinnerung sei schlecht. Welcher Wochentag heute sei, fragt sie Claudia – die Antwort fällt meiner Mutter schwer. Die Pflegerin misst Claudias Blutdruck, leuchtet ein Licht in ihre Augen und stellt weitere Fragen.

»Kennen Sie das Datum von heute?«

»Mhmm ... Montag?«

»Nein, das Datum.«

»Oh, September.«

»Und der Tag?«

»Ach Mist ... Ich weiß es ... Ich weiß es nicht.«

»Nicht schlimm. Welcher Wochentag war vor zwei Tagen?«

Claudia wird unruhig, rutscht auf dem Sitz hin und her und schüttelt den Kopf, als könne sie den Wochentag in ihr Gedächtnis schütteln.

»Was? Gleiche Frage? Ach ... das ist ... ich weiß es nicht.«

Claudia beginnt zu weinen und blickt über ihre Schulter zu mir.

»Nicht schlimm, Claudia. Das wird!«, sage ich und weiß in diesem Moment noch nicht, wie unrecht ich damit habe.

Die Pflegerin bittet uns, nochmal eine Weile im Wartezimmer zu warten. Claudias beste Freundin steht im Flur und löst mich ab. Ich umarme Claudia fest und verspreche, sie noch am glei-

chen Nachmittag zu besuchen. »Mach dir keine Sorgen. Gib mir ein paar Stunden und dann bin ich da.«

Es ist Spätsommer im Jahr 2019, zu der Zeit schreibe ich meine Masterarbeit und weiß noch nicht, dass ich wenige Monate später mit meiner Mutter ans Ende der Welt reisen werde. Claudia bleibt noch fast zwei Wochen im Krankenhaus. Jeden Morgen stehe ich früh um sechs auf und fahre ins Krankenhaus, um bei der Chefvizite dabei zu sein. Claudia kann sich nicht merken, was ihr die Ärzte sagen. Mein Bruder Moritz ist im Urlaub, mein Vater Peter lebt einen Großteil des Jahres in Portugal. Sie wollen wissen, was los ist, und sind besorgt. Nach der Visite fahre ich in die Bibliothek, schreibe ein wenig und fahre dann schnell wieder zurück ins Krankenhaus, bevor die Besuchszeiten vorbei sind.

Die Ärzte werfen uns Worte um die Ohren, die wir noch nie gehört haben. Claudia weiß genauso wenig wie ich, was das alles bedeuten soll.

»Antikörper-negative Autoimmunenzephalitis«, sagt die Assistenzärztin. Ah ja, vielen Dank. Dann wissen wir ja jetzt Bescheid. Schönen Tag noch. Die Ärztin scheint müde. Es fühlt sich nicht an, als würde sie mit mir sprechen, sondern leicht an uns vorbei. Wenn sie neben dem Chefarzt steht, ist das für sie eine Prüfungssituation. Ich kann es irgendwie verstehen, aber bin wütend, dass beide nicht mit uns im Raum zu sein scheinen.

Jede neue Diagnose währt nicht lange – Arbeitsdiagnosen nennen sie das. Ein Ratespiel, das Ärzte in Krankenhäusern spielen, während niemand weiß, wohin die Reise geht. Arbeitsdiagnosen sind wie ein freundliches Lächeln von jemandem, der etwas von dir will. Wie ein Werbeplakat, das vorgibt, Kunst zu sein. Auf

den ersten Blick nicht schlimm, aber nach einer Weile summiert sich die geballte Unehrllichkeit ins Unerträgliche. Und ich habe keinen Schimmer mehr, was mit echtem Lächeln, echter Kunst oder wahren Diagnosen eigentlich gemeint sein soll. Die Ärztin erklärt jedes Fremdwort mit fünf neuen Fremdwörtern. Claudias Augen werden groß, sie guckt zu mir und versteht kein Wort. Ich kann nichts anderes tun, als mit den Schultern zu zucken. Die Ärztin seufzt, setzt neu an und wird von dem Gebrüll eines Patienten auf dem Flur unterbrochen. Sie lächelt, schließt die Tür und spricht etwas lauter. Dieses Krankenhaus ist kein guter Ort für Ungewissheit.

Tausend Untersuchungen später sind wir keinen Schritt weiter. Monatelang ist sie nun schon krank, musste alle Lesungen absagen, konnte ihren neuen Roman nicht vorstellen, der nur eine einzige Woche vor dem ersten Anfall erschienen war – eine Katastrophe. Eigentlich hätte sie eine Buchhandlung nach der anderen abgeklappert. Gelesen, Autogramme gegeben und damit einen Großteil ihres Einkommens für das Jahr verdient. Jeden Tag, den Claudia nicht ihren neuen Roman bewirbt, verliert er an Relevanz. Ein riesiges Problem, das in Anbetracht der Situation dennoch völlig irrelevant erscheint.

Krebs konnten die Ärzte schnell ausschließen, einen Tumor findet man nirgends. Kurz hofften wir noch, es wäre ein epileptischer Anfall gewesen, doch das war es nicht. Irgendwann sind die Ärzte sich sicher. Der Neurologe hat Mut, es uns ins Gesicht zu sagen.

Claudia hat Alzheimer.



Aus dem Nichts wurde sie zur Patientin und wird es bis zuletzt bleiben.

Nach der Diagnose wollte Claudia über die Krankheit schreiben. Aber die Buchstaben wurden immer kleiner, sagte sie später. Immer schwerer zu begreifen, worüber sie schon geschrieben hatte und was noch kommen sollte. Sie konnte ihren Computer nicht mehr so bedienen wie noch zuvor. Die Tasten wurden fremd. Fenster ploppten auf, die sie noch nie gesehen hat, und immer seltener fand sie den Weg zurück.

Mir gegenüber sprach sie von Anfang an offen über die Krankheit und ihre Einschränkungen. Doch anderen gegenüber verhält sie sich anders. Außenstehende könnten denken, sie wäre nun behindert mit dieser Krankheit. Das fürchtete sie zumindest. Am liebsten möchte sie gar nicht auffallen und erzählt deshalb nur selten, wie schlecht es ihr wirklich geht. Versucht zu verbergen, dass ihr Gedächtnis nicht nur Lücken, sondern Krater hat. Chor jeden Mittwoch, das weiß sie noch ganz sicher. Noten ausdrucken nicht vergessen. In ihren Erinnerungen sucht sie sich selbst als kerngesunde Frau. Dabei ist sie das nach außen noch immer. Noch vor Kurzem war sie topfit, trainiert und sportlich. Aber mit der Diagnose hat die Krankheit ihr das Versprechen gegeben, dass es damit vorbei ist.

Hat sich Herr Alzheimer vielleicht schon lange versteckt vor uns allen? Wollte sich erst spät bekannt machen? Manche sagen, der Herr nistet sich schon Jahrzehnte vor Ausbruch der Krankheit ein. Claudia hatte in ihrem Leben lange mit Depressionen zu kämpfen. Kein Wunder – sie hat viel erlebt, zu viel gesehen. War lange deswegen in Therapie. War er das schon? Hat er sich als übelste Traurigkeit getarnt? Herr Alzheimer scheint gern Verste-

cken zu spielen. Nun ist er enttarnt und doch ist kein Kraut gegen ihn gewachsen.

Herr Alzheimer! Seit ich den Namensgeber dieser Krankheit, die uns von nun an jeden einzelnen Tag begleitet, einmal nachgeschlagen habe, geht mir das Bild des gedrungenen Herrn nicht mehr aus dem Kopf. Alois gerufen – was für ein oller Name. Alzheimer ist doch was für alte Menschen, und Claudia ist gerade erst sechzig geworden. Mit der Diagnose ist sie offiziell krank, die Kasse zahlt Therapien – Psycho, Physio und Ergo, sogar Aquafitness. Schönen Dank auch!

Wir haben zimal gefragt, ob sich die Ärzte wirklich sicher sind. Bekannte fragen wiederum uns Dutzende Male: »Kann das sein? Mit sechzig? Viel zu jung!« Und dann erzählen alle eine beliebige Horrorgeschichte eines Verwandten, Bekannten oder sonst wem. Und doch waren wir nach all den Untersuchungen beinahe froh, dass es endlich eine Namen für ihre Krankheit gab.

Eine Frage lässt mich von Anfang an kaum los: Warum hat sie das bekommen? Zu viel Stress? Zu viel Raubbau am Körper? Zu viel Alkohol, um das Elend zu vergessen? Zig bescheuerte Männer haben sie kaputtgemacht. Ein paar von denen habe ich selbst kennengelernt. Mein Vater war toll – die meisten Söhne sagen das. Aber die danach? Unmöglich!

Nun hat sie also was mit diesem Alois – schon wieder ein Typ. Alle kennen ihn, aber niemand weiß, wie er sich anfühlt.

Claudias einstmals scharfer Verstand wird zu Brei. Sie bucht eine Reise und weiß am Tag danach nicht mehr, ob sie es tatsächlich getan hat. Ob sie überhaupt verreisen wollte oder ob jemand sie jetzt

erwartet – und wer überhaupt das ist. Ihre Gedanken beschreibt sie als willkürlich. Claudias Gedächtnis hat Räder bekommen, jeder Gedanke fährt ihr davon, verpasst die letzte Ausfahrt oder bleibt im Stau stecken.

Die Krankenkasse muss zahlen, bis sie stirbt. Alzheimer ist nicht bloß eine Krankheit des Vergessens. Sie ist tödlich. »Das wird mich killen«, sagt Claudia in den Wochen nach der Diagnose täglich. Wann, weiß niemand so genau. Sechs oder sieben Jahre, sagt das Internet. Zwanzig, sagt der Arzt. Aber alle Daten sprechen von Menschen über siebzig oder achtzig – nicht Anfang sechzig wie Claudia. Kein Mensch weiß es.

Einmal frage ich Claudia, ob ich ihr etwas Gutes tun kann. »Kannst du mich gesund machen?«

Dumme Frage, dumme Antwort – was hab ich erwartet?

## ANS ENDE DER WELT

Die Reise nach Aitutaki ist so lang, dass man sich bei der Auswahl der Reiseverbindung erst mal entscheiden muss, in welche Richtung man um die Welt fliegen möchte. Entweder über Nordamerika und von dort über den Pazifik – oder aber in die andere Richtung über Dubai bis nach Neuseeland und von dort über den Pazifik. Wie bei Kolumbus auf der Suche nach Indien ist die Richtung egal, wenn man auf die andere Seite der Welt möchte.

Selbst die schnellste Verbindung hätte mehr als 45 Stunden durchgängiges Reisen bedeutet. Das kann ich weder mir noch Claudia antun. Deshalb fliegen wir in Etappen. Nach einer kurzen Zwischenlandung in London weiter nach Los Angeles. Dort bleiben wir zwei Tage, bevor wir fast noch einmal so lange über den Pazifik bis auf die größte Cookinsel Rarotonga fliegen. Von dort geht zweimal am Tag eine Propellermaschine nach Aitutaki. Hat mich rund drei Tage gekostet, die Preise zu recherchieren und die Reise zu buchen.

Als wir ihre Wohnung verlassen, ist es draußen noch stockfinster.

»Müssen wir uns Sorgen machen wegen der Waldbrände?«, fragt Claudia seit zwei Wochen beinahe jeden Tag und jetzt schon wieder.

»Nein. Es brennt um Los Angeles herum, aber es ist nicht so, als würden wir mitten in das Feuer fliegen«, antworte ich.

»Die deutsche Feuerwehr ist die beste auf der Welt. Die haben sie da nicht. Wie sollen die das in den Griff kriegen?«

»Und wie sollen wir die deutsche Feuerwehr dahin kriegen?«

»Überlass das mal der Feuerwehr. Ich sag doch, das ist die beste auf der Welt«, lacht Claudia.

Schon am Beginn unserer langen Reise an das andere Ende der Welt verliert Claudia häufig die Orientierung. Sie weiß, dass wir nach Aitutaki reisen, aber der Flughafen wirkt auf sie wie ein großes Labyrinth.

»Wohin gehen wir gerade nochmal?«, fragt sie, als wir nach der Zwischenlandung in London unser Gepäck neu einchecken müssen. »Hab ich schon mal gefragt, oder?«, sagt Claudia dann schnell. Ihre Stimme klingt müde und genervt.

Ich antworte erst nicht, denn tatsächlich hat sie schon wiederholt danach gefragt, wo genau wir uns befinden und welchen Flug ich für uns gebucht hätte. Ich versuche, geduldig mit ihr zu sein, aber manchmal fällt es mir doch schwer.

»Wir müssen in das andere Terminal. Die können unser Gepäck nicht durchstellen«, seufze ich leise und versuche dabei, so zart und liebevoll zu klingen, wie ich kann.

»Tut mir so leid«, sagt sie und guckt wie ein kleines Kind beschämt zu Boden.

»Ist schon gut«, sage ich, »frag, so oft du willst. Tut mir leid.«

Es fühlt sich an, als hätten wir die Rollen getauscht. Früher war Claudia diejenige, die alles organisiert hat, aber jetzt liegt es an mir. Die Fallhöhe ihrer damaligen Selbstständigkeit zu der Abhängig-

keit von heute ist unerträglich für sie. Und für mich auch. Immer wieder die Aussage, dass sie das doch früher selbst geschafft hat und dass jetzt nichts mehr zu funktionieren scheint. Die Reise einfach zu genießen ist für sie gerade unmöglich. Es sind einfach zu viele Eindrücke, die sie verwirren. Tausende Schilder, die irgendwohin führen. Alle haben es eilig, die meisten sind gestresst und ziehen ihre Koffer in eine andere fremde Richtung der Welt. Sie kann nicht mehr nachvollziehen, was sie an den Gepäckkontrollen tun soll, wo unser Gate ist und wie wir dort hinkommen. Sie krallt sich an ihre Erinnerung und in meinen Arm. Dieselben Gesprächsabschnitte wiederholen sich wieder und wieder. Wenn ihr das auffällt oder ein Wort nicht einfällt, schüttelt sie fest den Kopf und schimpft. Manchmal versuche ich sie aufzumuntern oder abzulenken. Aber manchmal kann ich auch selbst nichts mehr erwidern.

»Vorgestern habe ich mit Anika telefoniert«, sage ich, als wir auf den grauen Plastikstühlen am Gate sitzen und darauf warten, dass wir das Flugzeug nach Los Angeles besteigen können. Ich bin das Klischee eines Journalistenkinds und immer pünktlich. Ich hatte reichlich Puffer eingeplant, bis zum Boarding liegen noch 80 Minuten luftleerer Raum vor uns.

»Ach, sie ist so schön«, sagt Claudia jetzt und immer, wenn es um Anika geht.

»Sie sagte einen sehr schönen Satz«, fahre ich fort. »Sie beschrieb, was mein Job für diese Reise sei. Sie meinte, mein einziger Job sei es, meine Mutter am anderen Ende der Welt glücklich zu machen.«

»Sehr schöner Satz«, sagt Claudia grinsend. Und dann: »Ich finde es wundervoll, dass wir reisen. Und ich bin noch nicht ganz

weg, weißt du? Ich bin verunsichert, das stimmt. Aber ich hab noch ein Hirn.«

»Was genau meinst du?«, frage ich.

»Na, das ist hier schon eine kleine Behindertenreise. Aber ich bin noch nicht ganz weg. Ich krieg das hier schon mit.« Sie sieht hinaus auf das Rollfeld, in der Ferne steigt eine Maschine in den wolkenverhangenen Himmel. »Ich habe manchmal dieses Bild von diesem wunderbaren Film im Kopf – mit diesem Autisten.«

»Rainman?«

»Rainman! Ja, genau. Der ist doch seinem Freund immer so hinterhergewackelt.«

»Hinterhergewackelt?«

»Ja. Und manchmal habe ich ein bisschen Angst, dass ich dir auch nur noch wie so ein Küken hinterherwackle. Aber noch wackle ich nicht«, lacht Claudia, rutscht tief in den Plastikstuhl hinein und schließt für einige Minuten die Augen.

Claudia am anderen Ende der Welt glücklich machen. Das ist die einzige Mission, die ich auf dieser Reise habe. Vieles fällt mir zu dieser Zeit noch schwer. Es macht mich traurig, dass ich nicht einfach ein Sohn sein und mit meiner Mutter fliegen kann wie jeder andere Mensch – mit Claudias Krankheit ist das nicht mehr möglich. Sie durch den Flughafen zu führen ist gar nicht so problematisch. Aber wenn sie Durst hat, muss ich ihr etwas kaufen. Wenn sie auf die Toilette muss, bringe ich sie dorthin und warte vor der Tür auf sie. Wenn sie fragt, dann antworte ich. Mir war vor dieser Reise nicht klar, wie sehr sie schon auf mich angewiesen ist. Wenn man nicht den ganzen Tag mit ihr verbringt, dann versteht man diese Einschränkungen nicht. Dann beschränken sich ihre Defizite

